

„Ohne Goffman hätte ich es im Knast nicht ausgehalten.“ Zur Bedeutung soziologischer Analyse in der Sozialen Arbeit. Ein Erfahrungsbericht

(Michael Lindenberg)

Erschienen in: (2005). Braun, Wolfgang & Nauerth, Matthias (Hg.). Lust an der Erkenntnis. Zum Gebrauchswert soziologischen Denkens für die Praxis Sozialer Arbeit: 81-105. Bielefeld: Kleine-Verlag

Sich selbst zu verstehen ist untrennbar mit dem Verstehen anderer verbunden.“ (Giddens 1984: 21)

1. Sinnverstehende Soziologie	1
2. Die erste Begegnung: Warum hätte ich es ohne Soziologie im Knast nicht ausgehalten? (Erving Goffman).....	4
3. Die zweite Begegnung: Warum ist Abweichung das, was wir als Abweichung bezeichnen? (Howard S. Becker).....	10
4. Meine Soziologie für Soziale Arbeit.....	21

In diesem Beitrag will ich darüber sprechen, wie ich meiner Sozialen Arbeit mit Unterstützung soziologischen Denkens eine Richtung geben konnte. Ich will vor allem zeigen, wie ich meinem Beruf als Sozialarbeiter mit Hilfe der Soziologie Orientierung geben konnte, und daneben auch noch andeuten, wie ich heute aus der Praxis Sozialer Arbeit Orientierung für meine Soziologie bekomme.

Ich gehe dazu in vier Schritten vor und beginne mit einer Darlegung meiner theoretischen Herkunft. In einem zweiten und einem dritten Schritt werde ich jeweils eine Begegnung mit einem Soziologen während meiner Tätigkeit in der Sozialen Arbeit zeigen und darlegen, wie diese Begegnung mich beeinflusst hat. Viertens werde ich zusammenfassen unter der Frage: Was hilft mir die Soziologie bei meiner Auffassung von Sozialer Arbeit?

1. Sinnverstehende Soziologie

Wenn ich von Sinn spreche, dann meine ich meinen subjektiv gemeinten Sinn. Da ich diesen subjektiv gemeinten Sinn jedoch in ein Handeln - oder auch in ein Unterlassen – überführe, beziehe ich diesen Sinn, soweit ich verständlich und

erklärungsfähig bin, zugleich auf die Anderen. Diese doppelte Strukturierung aus Sozialem Handeln und dessen Bezug auf eine allgemeine Struktur verleiht meinem subjektiv gemeinten Sinn seinen sozialen Charakter. Durch diesen sozialen Charakter wird mein subjektiv gemeinter Sinn sinnhaft für mich *und* die Anderen. Ich gehe also von der soziologischen Grundhaltung aus, dass alle menschlichen sozialen Phänomene auf die Verhaltensweisen Einzelner zurückzuführen sind. Das ist die zentrale Idee des Soziologen Simmel. Sie ist von Alfred Schütz (1981), einem Hauptvertreter der sinnverstehenden Soziologie, auf die ich mich hier beziehe, aufgegriffen worden. Soziologie verstehe ich daher als die Wissenschaft vom menschlichen Sichverhalten und seinen Konsequenzen. Diese Formulierung geht auf den Soziologen Max Weber zurück, auf den sich wiederum der erwähnte Alfred Schütz bezieht. Die Soziologie beschäftigt sich daher nach meiner Auffassung „nicht mit einer ‚vor-gegebenen‘ Welt von Objekten, sondern mit einer, die durch das aktive Tun von Subjekten konstituiert und produziert wird.“ (Giddens 1984: 197)

Dieses aktive Tun bezeichne ich durchgängig als „Soziales Handeln“. Dieser Begriff orientiert sich ebenfalls an Max Weber und meint „menschliches Tun und Lassen, das dem von den Handelnden selbst gemeinten Sinn nach auf die Handlungen oder den vermuteten Sinn des Handelns anderer Menschen in einer Situation bezogen ist.“ (AG Soziologie 1992: 164) Max Weber verdeutlicht dies mit einem Beispiel: „Nicht jede Art von Berührung von Menschen ist sozialen Charakters, sondern nur ein sinnhaft am Verhalten des anderen orientiertes eigenes Verhalten. Ein Zusammenprall zweier Radfahrer z. B. ist ein bloßes Ereignis wie ein Naturgeschehen. Wohl aber wäre ihr Versuch, dem anderen auszuweichen und eine auf den Zusammenprall folgende Schimpferei, Prügelei oder friedliche Erörterung, soziales Handeln.“ (Weber 1972: 11)

Obwohl die von mir bevorzugte Soziologie daher von dem ausgeht, was Menschen subjektiv sinnen, also von dem, was in ihrer Psyche abläuft, ist sie trotzdem die Wissenschaft von dem, was physikalisch geschieht. Wie das? Weil Sinn stets zu Handlung oder Unterlassung wird und damit auf die Welt einwirkt. Dies vorausgesetzt, ist alles Geschehen in der Sozialen Welt auf das Tun oder Nicht-Tun wirklicher Menschen in wirklichen Situationen zurückzuführen. Wir können nicht immer mit Sicherheit genau angeben, wer mit wem und warum etwas getan hat, denn wir können nicht jeder feinen Verästelung des sozialen Lebens bis auf den Grund nachgehen. Und selbst wenn wir diesen Versuch unternehmen und endlich

am Ende einer besonderen Verästelung angekommen sind, so würden wir darunter wieder eine beginnende Verzweigung finden und so fort. Das ändert aber nichts daran, dass alle diese Verästelungen durch Soziales Handeln von im Prinzip angebbaren Menschen entstanden sind, und dass es prinzipiell möglich ist, diese Menschen zu benennen.

Dieser Position der sinnverstehenden Soziologie ist Voluntarismus vorgeworfen worden. Voluntarismus bedeutet, dass es das Wollen sei und nicht der Intellekt, mit dem die Welt erkannt wird, und das diesem Wollen bloße Wünsche, ausschließliche Absicht und daher eine nur unbegründete Hoffnung zugrunde liegt, weil dieses Wollen eben nicht auf einer Analyse fußt. Dies wäre jedoch ein Missverständnis, denn es sollte gesehen werden, dass Soziales Handeln ein zweifaches ist, nämlich strukturierend und zugleich strukturiert; daher ist es keine Frage des bloßen Willens. Strukturierend ist der Prozess des Sozialen Handelns, strukturiert ist das Resultat. Die Strukturen sind das Resultat und das Medium Sozialen Handelns zugleich. Und da klar ist, dass dem Subjekt in dieser Theorie als kompetenter und kreativ Handelnder der Vorrang eingeräumt wird (vgl. Giddens 1984: 24), so ist die Einsicht wesentlich, „dass Strukturen nur als reproduzierte Verhalten situativ Handelnder existieren, die klar bestimmbare Intentionen und Interessen haben.“ (ibid.:155) Dies vorausgesetzt und zugrunde gelegt, ist aller Voluntarismus ausgeräumt, und aus der bloßen Hoffnung wird eine gelehrte Hoffnung, „ausgeglichen mit der Welt, belehrt von der Welt, wie ich später sagte: docta spes, gelehrte Hoffnung und berichtigte Hoffnung“ (Bloch 1985: 376)

Dabei ist selbst in Situationen, in denen wir HandlungsOhnmacht empfinden, diese Dualität von Struktur grundlegend, da wir angeben können, welche wirklichen Menschen die dieser Ohnmacht zugrunde liegende Struktur produziert und reproduziert haben. Dies trifft etwa auf Prüfungen, auf Gefängnisse, auf die Unterordnung der Kinder unter die Eltern, die Unterordnung der Eltern unter staatliches Handeln, auf die Unterordnung des Staates unter die Wirkkräfte des Kapitals zu. Immer sind wirkliche Menschen am Werk. Und diese wirklichen Menschen sind bei der Schaffung dieser Verhältnisse stets von ihrem subjektiv gemeinten sozialen Sinn erfüllt. Die HandlungsOhnmachten in der Prüfung, bei der Führerscheinstelle oder im Knast sind deshalb sozial – also durch die wirklichen Handlungen wirklicher Menschen – erzeugte HandlungsOhnmachten. Soziales muss

daher durch Soziales erklärt werden, stellt der Soziologe Durkheim als soziologischen Grundsatz auf.

Da ich den Ausgang von meinem subjektiv gemeinten Sinn in seiner historischen und gesellschaftlichen Umklammerung nehme, ergibt sich daraus für mich das Verfahren, dies auf mich selbst anzuwenden. Ich bearbeite daher nun innerhalb dieses Verfahrens, wie eingangs angekündigt, in zwei Abschnitten zwei meiner Begegnungen als Sozialarbeiter mit Soziologen. Ich lege meinen subjektiv gemeinten Sinn innerhalb meiner sozialen Bezüge und meinen historischen Begrenzungen selbst aus. Ich versuche, strukturierend im Prozess ein strukturiertes Resultat zu erzeugen – ein Resultat, das dann erneut auf meinen strukturierenden Denkprozess zurückwirkt und dabei stets nach dem Verhältnis von Macht und Ohnmacht im Sozialen Handeln fragt.

2. Die erste Begegnung: Warum hätte ich es ohne Soziologie im Knast nicht ausgehalten? (Erving Goffman)

Diese Begegnung führt zurück in ein achtwöchiges Praktikum in einer Strafanstalt für Erwachsene 1977. In meinen während dieser Zeit verfassten Notizen findet sich diese Formulierung: "Meine Erfahrungen im Vollzug zeigten mit, dass es schwer ist, sich gegen den Willen und die Vorstellungen der Beamten durchzusetzen. Aber man muss sich mit dieser Berufsgruppe wie vielleicht mit keiner anderen während der täglichen Arbeit auseinandersetzen. Zwar hat der normale Aufsichtsbeamte in der Regel kaum Kompetenzen, doch ist das Klima einer Anstalt entscheidend durch diese Berufsgruppe geprägt." Und ich schloss diesen Absatz mit der suchenden Formulierung: "Und was prägt den Vollzugsbeamten?"

Wenn ich von "Beamten" schrieb, dann meinte ich damit die Vertreter des "Allgemeinen Vollzugsdienstes", in der Regel ehemalige Handwerker, deren Entscheidung für den Vollzugsdienst und für eine mittlere Beamtenlaufbahn von der damit versprochenen Arbeitsplatzsicherheit geprägt ist. Obwohl diese Gruppe einen niedrigen Status innehält und schlecht bezahlt wird, bildet sie eine stille, aber dennoch unüberwindbare Macht im Strafvollzug. Um mein Praktikum einigermaßen überstehen und begreifen zu können, musste ich meine Tätigkeit stark auf sie beziehen - obwohl ich in vielen Punkten ihrer Berufsauffassung nicht zustimmen konnte. Dass ihre mächtige Position nicht nur an ihrer großen Zahl liegen konnte, war mir ahnungsvoll deutlich, und ich entwickelte in meinen Notizen daher eine Reihe von Gründen, mit denen ich mir ihre Schlüssel-Stellung erklärte.

Leider machte ich erst gegen Ende meines achtwöchigen Praktikums mit Goffmans auch außerhalb der Soziologie bekanntem Buch „Asyle“ Bekanntschaft. Es handelt sich um die Untersuchung einer psychiatrischen Anstalt. Hier fand ich eine prägnante Formulierung zu meinem Problem mit den Vollzugsbeamten. Diese Formulierung ließ meine zusammengesuchten Gründe sehr verblassen. Goffman sprach von "gruppenspezifischer Rollendifferenzierung" und bezog sich weiter auf die "Soziodynamik der niedrigsten Personenränge." Zu dieser "Soziodynamik" führte er dann aus: "Es ist ein besonderes Merkmal dieser Gruppe, dass ihre Mitglieder meist in langfristigen Beschäftigungsverhältnissen stehen und daher Träger der Traditionen sind, während die höheren Personalränge und sogar die Insassen häufig eine hohe Fluktuation aufweisen. Außerdem hat gerade diese Gruppe die Forderungen der Institutionen gegenüber den Insassen zu vertreten. Daher lenken sie mitunter den Hass der Insassen von den höheren Chargen ab und ermöglichen es diesen, eine onkelhafte Freundlichkeit an den Tag zu legen." (Goffman 1972: 113-114)

Ganz genau. Da war ich, der sich nur für kurze Zeit in der Anstalt aufhielt und es sich daher leisten konnte, das Gefängnis mit kritischem Blick von Oben zu durchmustern, und der außerdem über die Möglichkeit verfügte, „onkelhaft freundlich“ zu sein. Mit dieser Analyse in der Hand war für mich Wissenschaft und ihr Anspruch, "Soziales Handeln deutend zu verstehen" (Weber), fassbar und praktisch geworden. Ich hatte mit dem Begriff der "Soziodynamik der niedrigsten Personenränge" ein Hilfsmittel gewonnen, das mich mehr sehen ließ als nur schlechtgelaunte, mürrische Beamte, die hämisch auf meine ungelungenen Versuche starrten, mit „Zellenbesuchen“ „Kontakt herzustellen.“ Das unter ihrem Verhalten verborgen liegende und dieses Verhalten stabilisierende Gerüst, die „duale Struktur“ aus Vorgegebenem *und* Bewirktem, war mir sichtbar geworden. Die Vollzugsbeamten hatten gute Gründe für ihr Verhalten, ob mir das nun passte oder nicht: Ich würde bald wieder weg sein, sie würden noch viele Jahre bleiben. Ich würde einmal mehr Geld verdienen als sie, denn ich würde nach dem Studium automatisch in eine höhere Gehaltsgruppe eingestuft. Ich konnte freundlich sein, denn ich hatte nichts durchzusetzen, sie jedoch mussten die Regeln vertreten und erledigten das unterschiedlich zugewandt. Es entstand bei mir eine soziologische Vorstellungskraft (Mills 1967). Diese soziologische Vorstellungskraft führte mir deutlich vor Augen, dass ich nicht nur ein in persönliche Schwierigkeiten verwickelter Akteur war (das war ich natürlich auch). Sondern ich verstand zugleich, dass diese starke Position des "mittleren Vollzugsdienstes" auf die besondere

Struktur totaler Institutionen zurückzuführen ist und diese Struktur auf mich zurückwirkte. Diese Strukturen übten auf das Handeln der Strafvollzugsbeamten und auf mein Handeln einen starken Zwang aus, doch zugleich ermöglichten sie unser Handeln auch. Die dabei entstehenden und hergestellten Wirkkräfte, die ich unsystematisch-praktisch erlebte, hatte Goffman systematisch-theoretisch erfasst. In den vielen Gefängnissen und Lagern auf der ganzen Welt passierte Vergleichbares. Ein Bewusstsein für die gesellschaftliche Lagerung des Problems war entstanden. Ich hatte von Goffmans sozialwissenschaftlicher Sicht profitiert und konnte nun mit seiner Hilfe, obzwar er in erster Linie ein Erkenntnisinteresse und kein Handlungsinteresse wie ich verfolgte, die Praxis besser "verstehen". Ich konnte bei der Lektüre seiner Arbeit erkennen, dass Goffman Anstalten und Gefängnisse auf hohem theoretischem Niveau für meine Praxis nützlich erklärte.

Mir gefiel daran, dass Goffman innerhalb des engen Regelwerkes des Knastes nach Freiheit für den Einzelnen suchte, also danach, wie Menschen strukturierend mit Struktur umgehen. Er erkundete, wie dieser Einzelne sich in diesem engen Käfig sein „Territorium des Selbst“ schuf, wie er formulierte. Den Käfig selbst stellte er jedoch nicht in Frage. Das fehlte mir, doch zugleich zog mich diese kritiklose Hinnahme des Käfigs (der Struktur) an. Wie Goffman diesen Mechanismus des Anziehens und Abstoßens zugleich bei mir erzeugte, will ich mit einer Geschichte über ihn verdeutlichen. „Auf einer Tagung, deren Hauptredner Goffman war, wurde ihm zu Ehren am Abend ein Empfang gegeben, der im Beobachtungsturm einer von Schinkel gebauten Sternwarte – nun ein sozialwissenschaftliches Institut – stattfand. Der Ehrengast wurde begrüßt, sagte einige höfliche Sätze, trat zurück und schien wenige Minuten später verschwunden. Schließlich fand man ihn: auf dem ursprünglich für das Fernrohr vorgesehenen drehbaren Podest am – bezeichnenden – Rand der Abendgesellschaft, deren Gegenstand, Teil und Beobachter er war.“ (Soeffner 1995: 318) Diese Geschichte erinnerte mich sofort an ein Foto, auf dem ich als junger Mann selbst vorkomme: Es ist ein von einem Baukran aus aufgenommenes Bild auf die Grundsteinlegung eines Krankenhausneubaus, an dem ich mitarbeite. Die Festgesellschaft bildet einen geschlossenen Kreis um den Festredner, der noch die Maurerkelle in der Hand hält. Unmittelbar hinter ihm sind Schwesternschülerinnen in weißer Tracht aufgebaut, rechts und links schließen die sozial höhergestellten Honoratioren in Anzügen an die Schülerinnen an. Gegenüber dem Festredner stehen die Bauarbeiter in Sakko, Blouson oder weißem Hemd.

Hinter diesem Kreis, in etwa zwei Meter Abstand von ihm, stehen vier türkische Arbeiter in ihrer Sonntagskleidung, in einer Linie aufgereiht und an ein provisorisches Baugeländer gestützt. Und links davon, noch einmal in etwa drei Meter Entfernung von den türkischen Kollegen und vielleicht 10 oder 11 Schritte von der am nächsten stehenden Person des geschlossenen Kreises entfernt, stehe ich, mit über der Brust gekreuzten Armen, ebenfalls an dieses Baugeländer gestützt. Ich halte meinen Blick so, dass ich sowohl die in einem Kreis angeordnete Gruppe als auch die vier türkischen Kollegen problemlos beobachten kann.

Meine Position auf diesem Foto erklärte mir die Anziehung, die Goffman auf mich ausübte. Über ihn wird geschrieben, dass er es vorzog, „aufmerksam und mitschwimmend zwar, am Rand des Stroms zu bleiben. In seiner Disziplin verkörperte er den Typus des ‚marginal man‘, und dies nicht nur als Beobachter, sondern auch als Theoretiker.“ (Soffner 1995: 319). Das gefiel mir und gefällt mir bis heute: aufmerksam am Rand des Stroms mitschwimmen. Was mir an Goffman nicht gefiel, hätte ich zur Zeit meines Knastpraktikums vermutlich nicht in Worten ausdrücken können, aber ich kann es heute versuchen: Goffman erklärt nicht, warum die Leute ihre Rollen, ihr Selbst, so spielen, wie sie sie spielen; er spricht nicht darüber, dass einige Formen des Selbst mehr Gratifikationen nach sich ziehen als andere; er spricht nicht darüber, dass „Macht und Wohlstand Hilfsmittel sind, die die Fähigkeit, ein Selbst erfolgreich darzustellen, mit beeinflussen.“ (Gouldner 1974: 455) Goffman kann sich mit seiner auf die Erscheinungen des Verhaltens zwischen einzelnen Menschen reduzierten Perspektive nicht mit der Frage beschäftigen, wie und ob die Menschen die Strukturen *verändern* wollen, in denen sie ihr Selbst inszenieren. Er kann zu diesen Strukturen überhaupt nichts sagen, denn alles ist „Interaktionismus“, alles kommt nur zwischen den Menschen vor. Er kann daher nicht über Veränderung, sondern nur über Anpassung schreiben, und ganz richtig setzt er immer und fortlaufend voraus, dass wir Menschen uns *anpassen wollen* – anpassen auch in erdrückenden Organisationen wie dem Knast oder der Psychiatrie, anpassen in Organisationen, die uns Menschen unsere Individualität nehmen, und in denen wir uns nur mit List, Täuschung, mit gewitzten Strategien, mit einem „Management des Eindruckmachens“ unsere kleinen „Territorien des Selbst“ als kleine Inseln im Meer der Erdrückung schaffen können.

Goffman ist daher zugleich ein Beispiel für die Beschränkungen und Gefahren der sinnverstehenden Soziologie, also der Wissenschaft vom menschlichen

Sichverhalten und seinen Konsequenzen, wie ich es mit Max Weber definiert habe. Diese Beschränkung entsteht, wenn das menschliche Sicherverhalten als bloße Inszenierung in einem Theater begriffen wird. Das enthebt diese Perspektive von der Notwendigkeit gesellschaftlichen Gestaltens, weil dieser Anschauung zufolge jeder selbst sein Selbst im sozialen Raum der Gesellschaft gestalten kann. Diese Sicht unterschlägt jedoch, dass Menschen sehr wirkungsvoll durch Institutionen, durch ihre Geschichte und auch durch biologische Umstände daran gehindert werden, eben die Rolle einzunehmen, die sie gerne einnehmen würden. Diese Sicht verschweigt weiter, dass Menschen ihre Gesellschaft erfolgreich hierarchisiert haben, zum Vorteil dieser und zum Nachteil jener. Diese Sicht unterschlägt daher, dass die Chancen ungleich verteilt sind. Diese Sicht schweigt dazu, dass in einer hierarchisierten Gesellschaft alle Räume hierarchisiert sind und soziale Abstände zum Ausdruck bringen. Sie unterschlägt, dass jeder Raum sozial konstruiert und markiert ist; jeder Raum „ist der Austragungsort von individuellen und politischen Kämpfen, in denen es real darum geht, erwünschten Personen, Gütern und Dienstleistungen möglichst nahe zu sein bzw. unerwünschte Personen auf Distanz zu halten“. (Bartelheimer 1999: 16)

Goffman hat dieses gesehen und gewusst, jedoch nicht darüber geschrieben. Er hatte seine guten Gründe dafür, denn er suchte im Käfig der Gesellschaft ausschließlich nach Freiheitsräumen für die Einzelnen. Darum thematisierte er Verhalten als Resultat von Verhältnissen, und nicht die wechselseitige Wirkung von Verhalten und Verhältnissen. Er fragte nicht danach, wie ein Mensch strukturierend *gegen* Struktur vorgehen kann, sondern zeigte die Mechanismen der Anpassung *unter* Struktur. Er führte ein Bild vor, wonach die Handlungen den Insassen stetige Versuche der Anpassung und nicht der Gestaltung sind.

Soviel zur Anziehung durch Goffman, und zur Abstoßung durch ihn. Beides erklärt jedoch noch nicht, warum er überhaupt so stark auf mich und meine Generation von Sozialarbeitern wirken konnte. Eingangs habe ich gesagt, dass ich meinen sozialen Sinn in seinen historischen Bezügen nachspüren möchte, oder, mit anderen Worten: wenn Soziales durch Soziales zu erklären ist, so ist auch mein individueller sozialer Sinn durch einen gesellschaftlichen sozialen Sinn zu erklären. Der Soziologe Durkheim hat für dieses Zusammenspiel den Begriff „Kollektivbewusstsein“ geprägt. Welches Kollektivbewusstsein erklärt, dass so viele junge Sozialarbeiter mit skeptischem Blick und mit Goffman im Kopf durch die Knast- und Psychiatrieflure

geeilt sind? Warum habe ich mich neben vielen anderen für seine Dramaturgie interessiert, warum faszinierte mich die „Illusion des Selbst“, das die Menschen in Goffmans Büchern nach Kräften in Szene setzen? Die Erklärung dafür habe ich erneut bei einem Soziologen gefunden. Alvin Gouldner formuliert, dass Goffman in die veränderte Welt des neuen Bourgeois eingedrungen ist. Dieser neue Bourgeois glaubt nicht mehr daran, dass harte Arbeit und das daraus entstehende Produkt allein zum Erfolg führt. Sondern er glaubt daran, dass gutes Marketing entscheidend ist. Der neue Bourgeois ist kein Held der Arbeit und der Produktion mehr, wie der klassische Bourgeois des 19. Jahrhunderts, sondern er ist ein Held der Dramaturgie und der Illusion: „Dramaturgie bezeichnet den Übergang von einer älteren Wirtschaftsform, die um die Produktion zentriert war, zu einer neuen, der es um Reklame und Marketing, einschließlich des Marketing des Selbst, geht (...). In dieser Wirtschaft ist die reine ‚Vorstellung‘ von besonderer Bedeutung“. (Gouldner 1974: 455) Es geht weniger darum, was jemand tut, sondern welchen Stil er sich gibt. In diesem Übergang befand ich mich als Person: ich kam aus der Welt der Arbeit, der Produktion, in der ich an meinem Produkt und an meiner Produktionsleistung gemessen wurde. Das war mir mit Beginn des Studiums der Sozialen Arbeit aus der Hand genommen. Nun waren mir Worte, Texte und Zeichen an die Hand gegeben. Ein Held der Produktion wollte ich nicht mehr werden. Aber vielleicht konnte ich durch den klugen Gebrauch von Worten, Texten und Zeichen ein Held der Illusion werden, so wie die vielen kleinen Illusionshelden, mit denen Goffman seine Bücher bevölkerte. Ich stand, kurz gesagt, am Eingang der Dienstleistungsgesellschaft, und die erwartete von mir Stil, Inszenierung, Theater.

Wie also hat mir Goffman im Knast geholfen? Erstens half er mir für eine begrenzte Zeit, eine Distanz herzustellen, indem ich seine Theatermetapher (wir alle spielen Theater, egal wo wir sind, auch im Knast) durchaus ernst nahm. Ich konnte mir damit den ganzen Kram auf Armlänge einigermaßen vom Leib halten. Dadurch hat er es mir ermöglicht, beobachtend im Strom mitzuschwimmen. Zweitens hat er mir den Blick dafür erweitert, wie ungeheuer viel mit Worten und Zeichen auszurichten ist. Drittens hat er ein heilsames Unbehagen in mir ausgelöst, weil ich mehr wissen wollte über das „Warum“ der Rollen, nicht nur über das „Wie“. Indem er mir das „Wie“ des Verhaltens zeigte, öffnete er mir die Tür, hinter der sich nach meiner Vermutung das „Warum“ der Verhältnisse verbarg. Es entstand eine erste Ahnung dessen, was

ich im einführenden Theorieteil mit der „Dualität von Struktur“ angesprochen habe, eine Ahnung über die Wechselwirkung von Verhalten und Verhältnissen.

Er hat es mir daher nicht möglich gemacht, dauerhaft im Gefängnis zu bleiben. Im Gegenteil, er hat mich sogar ermutigt, den Knast wieder zu verlassen, weil ich dort nicht als beobachtender Soziologe, sondern als handelnder Sozialarbeiter angestellt war. Ich musste das Verhältnis von Beobachten und Handeln an einem anderen Ort neu austarieren.

3. Die zweite Begegnung: Warum ist Abweichung das, was wir als Abweichung bezeichnen? (Howard S. Becker)

Die nächste Begegnung mit einem Soziologen, die ich hier anführen möchte, beginnt 1987 in meinem Arbeitszimmer, nun nicht mehr im Gefängnis. Ich sitze in diesem Zimmer als Bewährungshelfer. Bereits im Knast hatte ich begehrtlich auf die Bewährungshelfer gesehen. Anscheinend konnten sie ihre Arbeit ziemlich frei und unkontrolliert nachgehen. Dabei waren sie mit eigenem Büro und exklusiven, nur von ihnen selbst zu bearbeiteten Fällen ausgestattet, und außerdem standen sie nach meiner Wahrnehmung ziemlich unbeobachtet am Rande der Kriminaljustiz. Ein idealer Posten, um selbst zu beobachten, dachte ich. Ich wollte gerne dorthin wechseln, ich wollte wieder, wie damals auf der Baustelle, dabei sein *und* beobachten. Und auch das Klientel wollte ich gern behalten. Denn „Randgruppenarbeit“, wie es damals hieß, sollte es schon sein. Etwa um diese Zeit schrieb ich: „die Randgruppenarbeit als Beruf bietet mir einen Kompromiss für meinen Umgang mit meinen Ängsten und Wünschen an, denn sie ist genau auf der Grenzlinie zwischen Integration und sozialem Ausschluss angesiedelt.“ Auf dieser Grenze wollte ich gehen. Ich fand es aufregend und politisch korrekt zugleich, zu diesem von besonderen Menschen bewohnten Grenzgebiet Zutritt haben zu dürfen. Und das noch als Lebenszeitbeamter; es konnte überhaupt nicht besser sein: Partisan und doch Beamter. Partisanbeamter. Beamteter Partisan. So war ich also weiter mit „Randgruppenarbeit“ befasst, saß in meinem eigenen Büro, nur einmal im Jahr von einer Aktenprüfung sanft geplagt, und hatte ansonsten meine Arbeit nicht wirklich vor einer Kontrollinstanz zu verantworten, solange ich meine Berichte an die Gerichte pünktlich ablieferte.

Nach zwei oder drei Jahren hatte ich den Eindruck, nun nichts Neues mehr lernen zu können. Die Fragen, die mir gestellt wurden, hatte ich schon oft gehört und konnte sie mittlerweile beantworten. Das Klingeln des Telefons versetzte mich nicht mehr in

Aufbruch. Aus den aufregenden Einzelereignissen der ersten Zeit waren Routinen geworden. Ich hatte mir eine umfangreiche Arbeitskartei angelegt, deren Stichworte zu drei Aktenordnern führten, in denen ich das benötigte administrative Wissen für die Arbeit abgelegt hatte: von A wie Arbeitsamt mit Leistungstabellen und Öffnungszeiten zu Z wie Zivilprozessordnung mit einschlägigen Vorschriften und Pfändungsfreibetragstabellen. Und ich hatte in der Zeit an mir eine „Selbsterkundung“ durchgeführt, wie ich das nannte. 14 Monate hatte ich jeden meiner beruflichen Kontakte in einer Tabelle festgehalten. Daher wusste ich nun, dass ich jeden Monat durchschnittlich 120 Klientenkontakte hatte. Diese Kontakte bestanden aber nur zu einem knappen Drittel aus persönlichen Kontakten, ansonsten aus Anrufen dieser Klienten, die auf diese Weise versuchten, mich aus ihrer Welt herauszuhalten. Und von meiner Seite trug ich zu dieser Zahl von 120 monatlichen Kontakten maßgeblich dadurch bei, dass ich jeden Monat etwa 30 Vordrucke versandte, in denen ich die sogenannten Probanden erst ermutigte, dann dringend bat, dann leicht bedrohte, mich aufzusuchen. Es lag wohl doch etwas mehr Abstand zwischen uns, als ich erhofft hatte.

Ich hatte diese Selbsterkundung stillschweigend durchgeführt und mit keinem meiner Kollegen darüber gesprochen, denn es galt als riskant und war ausgesprochen unüblich, seine Arbeit offen zu legen. Meine Selbsterkundung hätte leicht so ausgelegt werden können, dass ich die Ergebnisse meinen Vorgesetzten zur Kenntnis geben wolle, damit ich schneller vom Sozialinspektor zum Sozialoberinspektor befördert werde. Und nachher erfährt noch jemand aus dem Ministerium davon, und die sollten eigentlich überhaupt nichts erfahren. Denn es galt, gemeinsam und in stillschweigender Übereinkunft, einen Mythos aufrecht zu halten. Diesem Mythos zufolge sind alle Bewährungshelfer vollständig überarbeitet, brechen unter ihren Fallzahlen zusammen, habe es mit einem ganz besonders schwer zu handhabenden Personenkreis zu tun und können ihren beruflichen Pflichten auch beim besten Willen niemals vollständig nachkommen. Später, lange nach dieser Zeit, fand ich zu meinem damaligen Gefühl des Überdresses einen bösen Satz. Er stammt von Jerome Miller, der in den 70er Jahren eine Berühmtheit in der kritischen Strafvollzugszene gewesen war, weil er als Leitender Verwaltungsbeamter mehr oder weniger von heute auf morgen alle Jugendstrafvollzugsanstalten im US-Bundesstaat Massachusetts geschlossen hatte und ihre Insassen in ambulanten Hilfen oder Wohngruppen unterbrachte. (vgl. Schumann & Voß 1980; 1981) In seinem Buch

„Last One Over the Wall“ (1991: 241), einer harten Abrechnung auf der Grundlage seiner Reform Erfahrungen mit der Strafvollzugsadministration in Massachusetts und in den Vereinigten Staaten, formulierte er: „Zwanzig Jahre Erfahrung als Professioneller im Strafvollzugssystem führen in der Regel dazu, die Erfahrung eines Jahres zwanzig Mal zu wiederholen.“ Das war auch mein Gefühl. Zeit, etwas Neues zu tun. Ich begann vorerst eine berufsbegleitende, dreisemestrige Weiterbildung an der Universität Hamburg.

Hier begegnete ich das erste Mal dem Satz des us-amerikanischen Soziologen Howard S. Becker: "Abweichendes Verhalten ist Verhalten, das Menschen so bezeichnen." (1973: 8) Ich war bislang der Ansicht gewesen, dass abweichendes Verhalten aus "Sozialfaktoren" entstehe, und ich hielt das für eine progressive Alternative gegenüber den biologischen Erklärungen. Zu den „Sozialfaktoren“ zählte ich schlechte wirtschaftliche Verhältnisse, mangelnde Schulbildung, die Zugehörigkeit zur arbeitenden Klasse, schädliche Kontakte zu Kriminellen, die Mitgliedschaft in bestimmten jugendlichen Gruppen, die Altersphase zwischen 16 und etwa 23 Jahren. Ich war nach wie vor der Meinung, die ich Jahre zuvor in meinem Abschlußbericht zu einem Methodenpraktikum formuliert hatte: „Die Mängel der Umwelt liegen meist sonnenklar auf der Hand, individuelles Versagen liegt m. E. am seltensten vor.“

Doch das abweichendes Verhalten deshalb abweichendes Verhalten ist, weil Menschen es so bezeichnen, war mir neu. Kann auf der Welt etwas durch bloße Bezeichnung geschehen? Ganz offensichtlich vertrat Becker diese Ansicht. Ich lernte bei näherem Hinsehen sein Argument kennen, wonach abweichendes Verhalten von der Gesellschaft als Begriff geschaffen und dieser Begriff auf bestimmte Personen angewendet wird (ibid.,8). Ich lernte, dass er etwa folgendes meinte: Die jeweils mächtigen gesellschaftlichen Gruppen schaffen abweichendes Verhalten durch die Aufstellung von Regeln. Mit diesen Regeln bevorzugen sie sich selbst und benachteiligen die nicht mächtigen gesellschaftlichen Gruppen. Heinrich Hannover, Kinderbuchautor und Jurist, hat diesen Vorgang gereimt: „Schon jeher hat, wer an der Macht, sich neue Strafen ausgedacht. Vermieden aber wurden Strafen, die die Erfinder selbst betrafen.“ (Hannover 1993: 79)

Erst die Verletzung der geschaffenen Regeln schafft das abweichende Verhalten. Abweichendes Verhalten ist dann keine Qualität der Handlung, sondern eine

Konsequenz der Anwendung von Regeln durch andere. Wörtlich schreibt Becker: "Wenn eine Regel durchgesetzt ist, kann ein Mensch, der in dem Verdacht steht, sie verletzt zu haben, als besondere Art Mensch angesehen werden, als eine Person, die keine Gewähr dafür bietet, dass sie nach den Regeln lebt, auf die sich die Gruppe geeinigt hat. Sie wird als Außenseiter angesehen." (Becker 1973: 1) Und das bringt er auf den bereits zitierten knappen Satz: "Abweichendes Verhalten ist Verhalten, das Menschen so bezeichnen." Kriminalität ist daher nicht eine Eigenschaft von Personen, sondern das Ergebnis einer interessierten Bezeichnung, oder einer „Zuschreibung“, oder einer „Etikettierung“, wie es auch heißt.

Was mit Zuschreibung gemeint ist, will ich mit einer kleinen Geschichte über Picasso illustrieren, die ich Heinz von Foerster abgelauscht habe. Ein Bildliebhaber besuchte Picasso. Dieser Mann brachte seine Kritik an Picassos Malstil zum Ausdruck: „Warum malen Sie so abstrakt? Warum malen Sie nicht richtige Sachen, warum bilden Sie nicht die Realität ab?“ – „Ich bin nicht sicher, ob ich verstehe, was Sie meinen“, antwortete Picasso. Also holte der Besucher seine Brieftasche heraus und zeigte Picasso ein Bild: „Das ist meine Frau. Das ist ein reales und objektives Bild von ihr. Warum können Sie nicht so malen?“ – Picasso zögerte. Schließlich bemerkte er: „Sie ist ein wenig klein, oder? Und sie erscheint mir auch reichlich flach.“

Diese Geschichte verdeutlicht, dass die Bewertung eines Gegenstandes oder eine Sache und auch eines sozialen Sachverhalts als „objektiv gegeben“ nur eine Annahme über die Realität ist; sie ist nicht die Realität selbst. Zutreffend ist allerdings, dass viele Menschen sich darauf geeinigt haben, ein Foto als „objektiv“ zu bewerten und ein gemaltes Bild als „impressionistisch“, oder als „expressionistisch“, oder noch anders zu bezeichnen. Zutreffend ist daher auch, dass es zu einer weithin geteilten Grundannahme über die Realität gehören kann, dass etwas objektiv gegeben ist, sich objektiv abbilden lässt, und dass Objektivität daher ein hohes Gut ist, nach dem wir alle streben sollten – und in der Wissenschaft ganz besonders. „'Objektive' Erkenntnis, laut unserer abendländischen Überlieferung, hieße ein Objekt so kennen, wie es wäre, bevor es in den Erlebensbereich eines erkennenden Subjekts erscheint.“ (Glaserfeld 2002: 31) Oder, wie es Heinz von Foerster ausgedrückt hat: „Objektivität ist die Wahnvorstellung eines Subjekts, dass es beobachten könnte ohne sich selbst.“ (ibid.)

Ursprünglich und in der heute verlorengegangenen Bedeutung des Wortes meinte „Objekt“ jedoch etwas anderes. Abgeleitet vom lateinischen „obicere“ bedeutete es „das Entgegengeworfene“ und bezeichnet damit den Gegenstand oder Inhalt unserer Vorstellung. Das Objekt ist in dieser ursprünglichen Bedeutung nicht etwa von uns losgelöst und tritt uns „objektiv“ entgegen, sondern es ist an unsere Vorstellung gekoppelt. Es entsteht in einem Wechselspiel zwischen uns und dem Gegenstand. Das nun allerdings bedeutet nicht, dass wir dem Entgegengeworfenen ausgeliefert sind. Denn wir verfügen über die Möglichkeit zur Reflexion über das Entgegengeworfene: „Um zu reflectieren, muß der Geist in seiner fortschreitenden Thätigkeit einen Augenblick still stehen, das eben Vorgestellte in eine Einheit fassen, und auf diese Weise, als Gegenstand, sich selbst entgegenstellen,“ schreibt Wilhelm von Humboldt (zit. nach Glasersfeld 2002: 32)

Genauso tritt uns nach Beckers Ansicht Soziales Handeln gegenüber. Wir sind ihm nicht ausgeliefert. Doch es ist ein Handeln, dass wir aneinander ausrichten. Hier finden wir erneut die schon mehrfach erwähnte Dualität von Struktur, wonach „gesellschaftliche Strukturen sowohl durch menschliches Handeln konstituiert werden, als auch zur gleichen Zeit das *Medium* dieser Konstruktion sind.“ (Giddens 1984: 148) Soziales Handeln erzeugen wir innerhalb der Dualität von Struktur. Wenn Becker also die schlichte Vorstellung ablehnt, dass das uns Entgegengeworfene eine unumstößliche, für alle gleich gültige Qualität hat, die es allgemeinverbindlich nur zu erkennen gilt,¹ so verliert er diese bequeme Orientierung an objektiver Wahrheit. Woran orientiert er sich dann? Die Antwort liegt auf der Hand: Soziales Handeln ist bei Becker wertbestimmtes Handeln: die Bedürfnisse wie die Ziele des sozialen Handelns sind auf Werte bezogen (vgl. Hartfiel 1972: 60). Hier wird deutlich, dass Becker von der Wissenssoziologie geprägt ist, also von jener speziellen Soziologie, die sich mit den bei uns vorhandenen Annahmen über die Realität befasst. Weil er diese Sicht anlegt, muss er von einer Wechselwirkung von Wissen und Gesellschaft ausgehen. Untersuchungsgegenstand ist dann für ihn das Zustandekommen von Wissensinhalten und deren Konsequenzen für soziales Handeln. So ist Becker mit seinem Gegenstand, dem „abweichenden Verhalten“, auch verfahren: Abweichendes Verhalten ist zunächst einmal ein Wissensinhalt und keine Realität. Dieser Wissensinhalt wirkt jedoch auf die Realität, er erzeugt Realität durch die sprachliche

1 Wer dies denkt, der nimmt in heiterer Gelassenheit an, dass Jedermann und Jederfrau eben das sehen würde, was wir sehen, wenn er oder sie den Standpunkt mit dem unseren tauschen würde. Schütz nennt das den „Grundsatz der Reziprozität der Perspektiven.“ (vgl. Ritsert 1988,127)

Bezeichnung: „Du bist ein Außenseiter.“ Wenn der so Bezeichnete die Macht hat zu sagen: „Sie sind wohl selbst verrückt, mit dieser Aussage haben Sie sich gründlich disqualifiziert, lassen Sie sich vorsichtshalber auf Ihren Geisteszustand untersuchen“, so kann er diese sprachliche Bezeichnung², die ihn als „Außenseiter“ qualifizieren will, erfolgreich abwehren. Ist der so Bezeichnete hingegen ein Sozialhilfeempfänger, und der ihn so Bezeichnende vielleicht ein Richter, oder ein Bewährungshelfer, so stehen die Abwehrchancen des Bezeichneten denkbar schlecht. Er muss die Bezeichnung hinnehmen. Und wird er nur lange genug so bezeichnet, so macht er sich das Urteil anderer über ihn zu eigen, er glaubt dann selbst an die Bezeichnung der anderen. Die Bezeichnung der anderen über ihn ist Teil seines eigenen Wissens über ihn selbst geworden. Er wird sich fortan selbst als Außenseiter bezeichnen.

Weil Soziales Handeln also nicht objektiv gegeben ist, sondern wertebestimmt im Medium der Strukturen stattfindet, die es zugleich konstituiert, muss Becker zufolge auch der Soziologe eine wertebestimmte Position einnehmen. Dazu hat Becker einen Aufsatz geschrieben mit dem Titel: "Whose side are we on?" (1967). Hier erklärt er sich genauer: die Frage sei nämlich nicht, ob wir Stellung beziehen – dazu sind wir unausweichlich gezwungen – sondern sie ist, auf welcher Seite wir stehen (vgl. auch Lindenberg 1992: 27-28). Er sagt, dass wir ohne Wertungen und moralische Werturteile in der Soziologie überhaupt kein Thema hätten. Und das, so dachte ich bislang, träfe nur auf die Soziale Arbeit zu, aber nicht auf die Soziologie mit ihrem abgewandten und scheinbar desinteressierten, rein beschreibenden Blick. In dem genannten Aufsatz führt Becker weiter den Begriff der „Glaubwürdigkeitshierarchie“ ein. Damit will er sagen, dass die Mitarbeiter der ranghöchsten Gruppe den größten Anspruch haben, die Situation zu beherrschen. Gesteht der Wissenschaftler jedoch den Untergeordneten bei seinen Forschungen Teilhaberschaft bei der Definition von Situationen zu, so verstößt er gegen die Wahrheitseinteilung: denn wahr ist immer das, was die Ranghohen definieren. Falsch – oder besser: unwahr, oder noch besser – objektiv falsch - ist immer das, was die Untergeordneten vorbringen.

Das war für mich in jedem Fall ein Fortschritt gegenüber Goffmans Inszenierung des Selbst, bei dem es darum geht, sich selbst in Abgrenzung zu anderen optimal darzustellen. Becker dagegen ergriff Partei für mein Klientel und damit wohl auch für

² So wird die Sprache durch das wechselseitige Handeln von Gruppen gebildet und getragen. „Jeder Denker könne daher durch eine Analyse seines Wortschatzes und der Bedeutung seiner Worte politisch und gesellschaftlich identifiziert werden“ (Wolff 1959,393), wird der wichtigste Schüler von Howard S. Becker, C. W. Mills, zitiert.

mich. Könnte dies meine Soziologie für meine Soziale Arbeit sein? Sie könnte es leider auch nicht sein, weil aus der bloßen Identifizierung mit den „Underdogs“ weder eine vernünftige theoretische Perspektive noch eine angemessene Handlungsoption erwachsen kann. Denn zumal als Soziologe sehe ich keine besonderen Verdienste darin, über keinen Macht und keinen Einfluss zu verfügen, genauso wenig wie es mir nach einem besonderen Verdienst riecht, Macht und Einfluss zu besitzen. „Es scheint mir, dass weder Schwäche noch Macht als solches Werte sind, die es verdienen, besonders belohnt zu werden.“ (Gouldner 1975: 35). Es ist zwar richtig, dass gegen die untergeordneten „Underdogs“ mehr gesündigt wird, als dass sie selbst sündigen, wie Becker das ausdrückt. Das ist zweifellos eine soziologische Erkenntnis, die für das Handeln in der Sozialen Arbeit grundlegend sein muss. Diese Erkenntnis ist jedoch kein Grund für eine Parteinahme. Eine Parteinahme auf der ausschließlichen Grundlage von Mitgefühl mag uns ein Gefühl von Rechtschaffenheit geben, doch sie kann uns auch blind machen. (vgl. Gouldner 1975: 34) Als Sozialarbeiter wollte ich mich aber auf die Position der Untergeordneten verpflichten, weil ich zu den Rechtschaffenden gehören wollte, die die Underdogs als Opfer stilisierten.

Warum das nicht funktionieren kann, will ich mit dem folgenden Exkurs (der nichts weiter erklärt, sondern ausschließlich zum Verstehen des sozialarbeiterischen Problems der Parteinahme beitragen soll und daher auch übersprungen werden kann) anhand eines der vielen fehlgeschlagenen Abenteuer Don Quixotes deutlich machen. Hier nimmt der Ritter Partei für eine Reihe von Sträflingen, die er befreien möchte.

(Dies bitte enger setzen) Langsam trotten Don Quixote von La Mancha und sein Stallmeister Sancho Pansa auf der Landstraße dahin. Ihre Reittiere führen sie an den Zügeln hinter sich her. Für die Gegend haben sie wenig Aufmerksamkeit übrig. Mit zu Boden gesenktem Blick lassen sie ihr Gespräch um ein Abenteuer kreisen, das der Ritter gerade bestanden hat. Seit kurzem verschönert sein Haupt der Helm des Mambrin. Er hat sich diese Barbierschüssel im ehrlichen Zweikampf erworben. Jetzt glänzt die umgestülpte Gerätschaft auf seinem Kopf in der Sonne. Doch da zieht eine noch ferne Staubwolke ihre Aufmerksamkeit auf sich. Als der Ritter genauer hinschaut, sieht er ihnen zwölf Männer entgegenkommen, die, wie die Perlen eines Rosenkranzes, mit den Hälsen auf eine große eiserne Kette gewirkt sind und zudem noch Handschellen tragen. Zwei Reiter und zwei Wächter zu Fuß richten ihre Waffen auf die Angeketteten. Don Quixote erkundigt sich bei seinem getreuen Knappen, was

es mit diesem Zug auf sich habe. Zum Galeerendienst verurteilte Sträflinge werden es sein, informiert ihn sein lebenserfahrener Begleiter. "Wenn ich dich recht verstehe, so gehen jene Leute, die man fortführt, gezwungen und nicht nach eigenem freien Willen", folgert der Ritter. Und als Sancho bestätigt, ist für den Don klar, wie er sich zu verhalten hat: "Da dem so ist, so tritt hier die Ausübung meines Gewerbes ein, Zwang aufzuheben und den Unglücklichen zu helfen und beizustehen."

Zuvor will der Ritter ein gerechtes Verfahren in die Wege leiten, um sich selbst ein Bild zu verschaffen; nur die mündliche Beweisaufnahme lässt er gelten. Herrisch befiehlt er daher den Wachen, die endlich herangekommene Kolonne anzuhalten. Verdutzt gestatten sie ihm die Befragung der Unglücklichen. Bei fünf von ihnen erkundigt er sich näher: Einem Wäschedieb, einem Viehdieb, einem Gelddieb, einem Straßenräuber, einem Zuhälter. Besonders bei diesem letzten kann er nicht einsehen, weshalb man ihn auf die Galeere schicken will; denn müssen die Dienste eines Liebesvermittlers nicht vielmehr gut belohnt werden, erfordert nicht gerade dieses Amt verständige Menschen und sollte daher von Leuten mit gutem Herkommen ausgeübt werden? Nach diesem letzten Gespräch mit dem Kuppler benötigt er keine weiteren Informationen mehr. Er beendet seine improvisierte Beweisaufnahme und fordert den Herrn der Wache auf, seine Gefangenen im Guten freizugeben, damit er nicht im Bösen zu seinen Waffen greifen müsse. Seinen Befehl begründet er gut: Erstens, so führt er aus, scheine es ihm etwas Hartes, diejenigen zu Sklaven zu machen, die Gott und die Natur als freie Leute geboren werden ließen. Zweitens haben die Gefangenen ihren Wachen nichts zuleide getan, und warum sollten diese also für die Sträflinge Verantwortung übernehmen, wo doch jeder nur für seine eigenen Sünden einstehen könne? Und, schließlich, gezieme es sich grundsätzlich nicht für ehrliche Männer, als Henker anderer ihr Leben zu vergeuden.

Lachend wollen die Beamten des Königs an dem Wahnsinnigen mit der umgestülpten Barbierschüssel vorbeiziehen. Der aber senkt nun ohne weitere Umstände seine Lanze und reitet Knall auf Fall den Commissarius nieder. Schwer verletzt bleibt der am Boden liegen.

In dem folgenden Tumult gelingt es den Gefangenen, ihre Wächter niederzuringen. Als der Ritter die von dem Handgemenge noch schwer atmenden Verurteilten auffordert, sich gemeinsam in die Stadt Toboso zu begeben, um sich der Dame Dulcinea zu präsentieren und ihr von seiner Ruhmestat zu berichten, verweigern die

gerade von ihm gewaltsam aus dem Strafvollzug Befreiten ihre Gefolgschaft. Sie werfen Don Quixote und seinen Knappen mit einem Steinhagel nieder und entkommen nach dem Gebirge.

Der umsichtige Sancho Pansa kann seinen geprügelten Herrn überreden, sich dort ebenfalls für einige Tage vor den Häschern des Königs zu verbergen. Widerwillig beugt sich der stolze Ritter. Als sie sich nach Einbruch der Dunkelheit in dieser unwirtlichen Gegend schlafen legen, schleicht sich einer der befreiten Häftlinge heran. Er hat ebenfalls hier Schutz gesucht. Nun stiehlt er den Esel des Knappen - denn die klapperige Rosinante zu entführen hält er nicht der Mühe wert. Don Quixote muss dem jammernden Bestohlenen versprechen, eine Verschreibung auszustellen, aus der er leicht drei oder fünf Esel bekommen könne. Diese Versicherung trocknet Sanchos Tränen, und er schläft beruhigt ein. (Ende des enger gesetzten Teils)

So erzeugte Becker in mir die Illusion, dass ich aus der Wissenschaft Unterstützung für meine Rechtschaffenheit finden konnte, und er verlieh meiner Hingeneigtheit zu den Bewohnern der Grenze, den Straftätern, eine beglückende Weihe. Von diesem Glanz geblendet, übersah ich jahrelang, dass Becker tatsächlich nicht die Partei der „Underdogs“ eingenommen hatte, genauso wenig, wie ich das getan habe, als ich als Sozialarbeiter arbeitete und in meinem komfortablen Büro „Vormeldungen“ für terminsäumige Bewährungspflichtige geschrieben hatte. Warum nimmt Becker entgegen seiner Bekundung nicht die Partei der Untergeordneten, der „Underdogs“ und der Unterwelt ein, sondern im Gegenteil die der Übergeordneten, der „Overdogs“, der hochrangigen Verwaltungsbeamten in der Administration? Kurz gesagt, Beckers Position ist eine Kritik an den Menschen an der Basis des Kriminaljustizsystems, sie ist eine Kritik an ihrem alten Geist der Fürsorge und Kontrolle. Dieser alte Geist sollte in den siebziger und achtziger Jahren überwunden werden. Becker bezog daher tatsächlich eine Position, aber nicht die der „Underdogs“. Sondern im Kampf zwischen den alten und den neuen Eliten des Hilfe- und Kontroll-Establishments unterstützte er die neuen Eliten in den Ministerien und an den Hochschulen. Er richtet seine Waffen gegen die Ineffektivität, die Gleichgültigkeit und Gefühllosigkeit der Menschen, die von der Gesellschaft beauftragt wurden, das Schlamassel zu verwalten, das eben diese Gesellschaft angerichtet hatte (vgl. Gouldner 1974). Seine Kritik richtete sich gegen die Antiquiertheit der Professionellen an der Basis. Er unterstützte die soziologischen Ideen derjenigen, die in der Verwaltung und in den Apparaten leitende Stellungen

innehatten und Reformen anstrebten. Seine Kritik lieferte die Grundlage für die sogenannte „Deinstitutionalisierung“ oder „Decarceration“ (vgl. Scull 1980), also jene Bewegung, die an Stelle totaler staatlicher Organisationen viele kleine, überwiegend privat betriebene und von Sozialarbeitern und Therapeuten dominierte Einrichtungen setzten wollte, wie es der erwähnte Jerome Miller in Massachusetts getan hatte.

Auf meinen Arbeitsalltag bezogen, deutete ich Beckers Arbeit als ein Statement gegen diejenigen meiner Kollegen, die seitenlange Vermerke über ihre Kontakte in die Akten schrieben, und die sich damit aktiv am Prozess der Etikettierung beteiligten. Ich deutete seine Arbeit als eine Kriegserklärung gegen jene, die immer noch biologischen Erklärungen anhängen und etwa vom äußeren Erscheinungsbild auf innere Verwahrlosung schlossen. Ich empfand seine Arbeit als eine Kampfansage gegen jene, die noch immer beharrlich an der Einzelfallarbeit festhielten und verstockt davon absahen, die Klienten in ihren sozialen Bezügen zu sehen und ihnen in diesen sozialen Bezügen zu begegnen. Ich fasste seine Arbeit als einen vernichtenden Kommentar gegen jene auf, die immer noch an einen Zusammenhang von Bestrafung und Besserung glaubten. Und vor allem wertete ich seine Arbeit als eine Aussage gegen jene, die der Ansicht waren, Soziale Arbeit und Soziologie habe dem Kriminaljustizsystem nur zuzuarbeiten. Mit den Weihen der von Becker vertretenen interaktionistischen Soziologie versehen würde sich das nachhaltig ändern, und die richtigen Leute - wie ich - würden eine führende Rolle in einem modernisierten, soziologisch informierten Kriminaljustizsystem bekommen. Der Sozialinspektor Michael Lindenberg zählte sich offensichtlich zu der neuen Reformelite.

Und doch merkte ich auch hier, wie bei Goffman: Etwas fehlte. Denn Becker hatte kein Gespür für politische Kämpfe. Der Begriff der politischen Abweichung kam bei ihm nicht vor. Er untersuchte nicht, mit welchen Mitteln die gesellschaftlich mächtigen Gruppen, etwa die Friedensbewegung, oder die Bewegung der Farbigen für volle Bürgerrechte, wie sie also die Kriminalisierung politischer Abweichung organisieren. Vielleicht interessierte ihn das nicht, aber vielleicht reicht seine Theorie auch nicht so weit, dass sie Gruppen von Menschen erfassen kann, die sich aktiv und unter genauer Angabe ihrer kollektiven Interessen auf der Grundlage ihrer Werte zur Wehr setzen. Ich kritisiere daher heute seine verkürzt interaktionistische Perspektive, die ich im Zusammenhang mit Goffman bereits kritisiert habe. Für Becker entspringt abweichendes Verhalten als ein Prozess aus der sozialen Interaktion. Es ist dies ein

personalistischer Ansatz, der den sozialen Zusammenhang unberücksichtigt lässt. Er kann abweichendes Verhalten daher nicht auf Herrschaft und ihre Organisationen zurückführen (vgl. Gouldner 1968: 107). Daher besteht für ihn die Aufgabe des Soziologen nur darin, diesen Prozess zu analysieren und dabei insbesondere die dominanten Wissensbestände in Frage zu stellen. Das ist die Verkürzung der sinnverstehenden Soziologie auf eine interaktionistische Sicht. Der Begriff des Sozialen Handelns wird damit verkürzt auf Handeln zwischen den Menschen. Kann auf der Welt etwas durch bloße Bezeichnung geschehen, habe ich eingangs dieses Abschnitts gefragt. Selbstverständlich nicht, wenn wir uns das Prinzip der Dualität von Struktur vorlegen. Auch Becker geht von diesem Prinzip aus, verkürzt es jedoch auf eine Dichotomie von Über- und Unterordnung, von Mächtigen und Ohnmächtigen, von Regeldurchsetzern und Regelunterworfenen. Damit kritisiert er – und dies war mir hoch willkommen – zwar das Helfer-Establishment, betrachtet jedoch sowohl die Durchsetzenden als auch die Unterworfenen als Reaktionsdeppen, die auf die vorliegende Struktur bloß reagieren; beide Gruppen sind der Struktur ausgeliefert, und daran ändert auch nichts, dass Becker stets darauf hinweist, dass die Regeldurchsetzer mächtiger sind als die von ihnen Etikettierten.

Da er sich auf diese Perspektive beschränkt, kann er nicht sehen, dass Abweichung von den großen Institutionen der Gesellschaft zielgerichtet und systematisch erzeugt wird (vgl. Gouldner 1974: 38). Und er kann nicht sehen, dass das Wissen der Mächtigen Stein geworden ist, Mauern hat, dass es vielfältige Beschränkungen auferlegt. Er kann nicht sehen, dass Abweichung in diesen Institutionen mit großem Aufwand systematisch produziert und reproduziert wird. Wie diese durch Institutionen produzierte und reproduzierte Abweichung funktioniert, hat mir Anfang der neunziger Jahre ein weiterer Soziologe gezeigt. Foucault (1977) hat mir den Zusammenhang von Wirtschaftsform und Bestrafung verdeutlicht, indem er die Totalen Institutionen als eine Machtform bezeichnet, die er „Disziplinaranstalten“ nennt. Foucault analysiert die Entstehung von Abweichung aus diesen Machtformen heraus. Diese Disziplinaranstalten existieren dann als Strukturen, also als das „reproduzierte Verhalten situativ Handelnder (...), die (auf der Grundlage ihrer Machtinteressen, M.L.) klar bestimmbare Intentionen und Interessen haben.“ (Giddens 1984: 155) Und daher differenzieren diese Disziplinaranstalten nach Geschlecht, nach Alter, nach

Zivil- oder Strafrecht, nach physischer oder geistiger Verfassung, denn in ihnen wird nach Nützlichkeit und nach Aufwand sortiert. Ganz im Geist des Kapitalismus.

4. Meine Soziologie für Soziale Arbeit

Ich träume selbstverständlich davon, dass Soziologie und Soziale Arbeit zwei gutartige Freunde sind, die sich wohlerzogen miteinander beschäftigen und darauf warten, mir meine Wünsche zu erfüllen. Und zwar, ohne einander ins Wort zu fallen. Doch tatsächlich wird mir das Verhältnis von Soziologie und Sozialer Arbeit eine Quelle ewigen Jonglierens bleiben, ich pendle stets zwischen diesen beiden Welten hin und her. Worin besteht diese Spannung? Der Soziologe Robert Merton hat darauf hingewiesen, dass Wissenschaft organisierter Skeptizismus zu sein hat. Und Skeptizismus kann am besten organisiert werden, wenn keine Entscheidungen zu treffen sind. Andererseits können Entscheidungen nur getroffen werden, wenn der Skeptizismus nicht überhand nimmt. Das steckt hinter der Kritik der Praktiker, die den Wissenschaftlern sagen: Im Gegensatz zu uns müsst Ihr keine Entscheidungen treffen. Und das steckt hinter der Kritik der Wissenschaftler, die den Praktikern entgegenrufen: Vor lauter Entscheidungen habt Ihr im Gegensatz zu uns vergessen, was Ihr eigentlich tut. Das ist mit dem kleinen Witz über den Unterschied von Sozialarbeitern und Soziologen angesprochen: Fragt jemand einen Soziologen, wo es zum Bahnhof geht, so antwortet dieser: „Bahnhof? Welche Klasse?“ Wird hingegen ein Sozialarbeiter gefragt, so lautet die Antwort: „Sie wollen zum Bahnhof? Lassen Sie mal. Ich gehe für Sie.“ Der Soziologe analysiert. Der Sozialarbeiter ist ganz und gar Handeln.

Die meinem Beitrag zugrunde liegende Idee der Herausgeber, einen Sammelband zum Verhältnis von Soziologie und Sozialer Arbeit in die Welt zu setzen, wurde von ihnen als Aufforderung an ihre Autoren formuliert, „aus verschiedenen Blickwinkeln aufzuzeigen, worin der Gebrauchswert von Soziologie heute besteht, insbesondere für die Praktikerinnen und Praktiker der Sozialen Arbeit. Hierbei soll kenntlich werden, dass soziologisches Wissen Erkenntnis stiften kann, die einerseits Lust bereitet, sich andererseits als ein wichtiges Werkzeug für Fachkräfte erweisen kann, die am Sozialen zu arbeiten haben.“

Lustvolle Erkenntnis wird hier dem wichtigen Werkzeug gegenübergestellt. Ich glaube nicht, dass das so ohne weiteres funktioniert. Ich habe die Erfahrung gewonnen, dass meine lustvoll gewonnene soziologische Erkenntnis in meiner Praxis

der Sozialen Arbeit in der Regel nicht Lust, sondern Frust geweckt hat. Das ist auch sehr verständlich. Denn meine soziologischen Erläuterungen wurden ganz richtig so aufgefasst, wie sie gemeint waren: als Bedrohung.

Am lebhaftesten erinnere ich diese Bedrohung durch soziologische Analyse in einer Dienstbesprechung, in die ich das Wort „Betreuung“ eingebracht hatte, und zwar so, wie Sternberger et al. (1970) es aus dem nationalsozialistischen Sprachgebrauch herleiteten: „Ja wahrhaftig: die Geheime Staatspolizei betreute die Juden. (...) Was der Unmensch in allen seinen Gestalten zu erreichen strebt, ist dies: dass keiner unbetreut bleibe und dass der Mensch auch zu keiner Zeit seines kurzen Lebens unbetreut bleibe; denn niemand soll zu irgendeiner Zeit Rechte geltend machen und Ansprüche erheben, nicht einmal für gutes Geld Dienstleistungen erwarten, niemand zu irgendeiner Zeit auf Liebe, Hilfe und Treue hoffen können. Jedermann wird ja betreut.“ (1970: 25-26) Dies mochte ja noch hingenommen werden, weil es immerhin auf einer Linie lag mit dem damals üblichen selbstkritischen Bild der Sozialen Arbeit als „Produktion von Fürsorglichkeit.“ (Wolff 1983) Ich ging dann jedoch einen Schritt zu weit, weil ich Sternberger und seinen Mitautoren darin folgte, H.G. Adler zu zitieren, der in seinem Buch über Theresienstadt ein Wörterverzeichnis der Lagersprache aufgenommen hatte: „'Alles und jeder wurde ‚betreut‘“, sagt der Autor, und er beschreibt, wohlgemerkt, ein Konzentrationslager für Juden. In letzter Konsequenz, so bemerkt er auch, sei das Wort ‚ein Euphemismus für Morden und Morde‘“ (Sternberger et al. 1970: 25) Im Sinn hatte ich mit der Darlegung dieses Zitates folgendes: Soziale Arbeit läuft Gefahr, durch Betreuung zu entmündigen. Lasst uns darüber nachdenken. Im Sinn der Kollegen entstand dieses: Soziale Arbeit tötet durch entmündigende Betreuung. Gehört wurde weiter: Ein Unterschied zwischen der Geheimen Staatspolizei und der Sozialen Arbeit besteht nicht.

Dieses Beispiel macht deutlich: Die Bedrohung bestand in einer impliziten Botschaft, die in meiner den Kollegen gegenüber geäußerten soziologischen Analyse stets mitschwang: die Dinge sind nicht so, wie du denkst. Die von dir gedachten Gründe für dein Handeln sind nicht die wirklichen Gründe, die von dir gedachten Resultate sollen gar nicht erreicht werden. Es ist so, als wenn jemand den ganzen Abend für seinen Lebenspartner gekocht hat. Dann kommt dieser Mensch nach Hause und sagt: „Wirf das Zeug weg. Ich habe gerade etwas viel Besseres gegessen.“

Doch genau das ist es, was mich die Soziologie manchmal lehren konnte: die Dinge sind nicht so, wie sie scheinen. Sieh genauer hin. Unter jeder Wirklichkeitsschicht liegt noch eine andere und noch eine weitere. (vgl. Berger 1971: 32) Aber, leider: vieles Nachsehen und ständiges Vergewissern verträgt sich nicht gut mit Handeln. Und da ich in diesem Aufsatz durchgehend von dem Begriff des Sozialen Handelns ausgegangen bin, also einem Tun oder Unterlassen, das dem von den Handelnden selbst gemeinten Sinn nach auf die Handlungen oder den vermuteten Sinn des Handelns anderer Menschen in einer Situation bezogen ist, so muss folgendes festgestellt werden: Der Sinn des Handelns in der Sozialen Arbeit „ist und bleibt, allen ihren theoretischen Rationalisierungen zum Trotz, praktische Arbeit an der Gesellschaft und für die Gesellschaft“, wie der Soziologe Berger (1971: 14) schreibt. In vermittelnder Absicht fährt er dann allerdings fort: „Die Soziologie ist dagegen ein Versuch, eben diese Gesellschaft zu verstehen. Das, was sie versteht, mag freilich auch für die Praktiker von Nutzen sein. Von daher gesehen, geben wir nur zu gerne zu, hätten etwa mehr soziologische Kenntnisse viele Vorteile auch für Fürsorger“ (ibid.).

„Mag freilich auch für die Praktiker von Nutzen sein.“ In diesem „mag“ liegt die offene Flanke. Doch nicht, was *mag*, sondern was *ist* für mich der Nutzen der Soziologie für Soziale Arbeit? „Nicht bemitleiden, nicht auslachen, nicht verabscheuen, sondern verstehen, zitiert Bourdieu (1997,13) eine Anweisung Spinozas, um dann fortzufahren, dass diese Anweisung für den Soziologen nutzlos wäre, „könnte er nicht auch die Mittel an die Hand geben, um sie zu befolgen.“ (ibid.) Dieses Mittel besteht nach Bourdieu in einer „Art intellektueller Liebe“ (ibid.,791), der eine Offenheit zugrunde liegt, die es ermöglicht, die Probleme des Befragten zu seinen eigenen zu machen, und ihn damit „zu verstehen, wie er ist, mit seiner ganz besonderen Bedingtheit“. (ibid.)

Die Offenheit dieser „intellektuelle Liebe“ auf das Verhältnis Sozialer Arbeit zu ihrem Gegenüber bezogen ermöglicht eine Abwendung von einer professionellen Diagnostik und eine Hinwendung zu einer professionellen Verständigung. Dieser professionellen Verständigung liegt eine doppelte Reflexion zugrunde: einerseits über das professionelle Selbstverständnis, andererseits über die Sinndeutung des Gegenübers, die im Dialog verständlich wird.

Diese Verständigungsorientierung Sozialer Arbeit setzt Verhandlung über Sinndeutung in Gang, die einen Schutz vor hegemonialen Deutungen und kolonialisierenden Handlungen enthält. Kollegiale Beratung etwa auf der Basis des Konzeptes der Subjektorientierung (vgl. Arend et al. 1995) nimmt methodisch diesen Dreischritt von Verstehen, Verständigung und Verhandlung auf. Wesentlich in diesem Dreischritt ist das Absehen von professioneller Teleologie als linearer Zielorientierung. Damit entledigt sich die Profession von einer behaupteten stellvertretenden Deutung und profiliert sich als mäeutisch und verhandlungsorientiert. Sie entwickelt damit eine Kunst des Verhandelns, in der Wirksamkeit nicht nachgewiesen wird als generalisierte Wirksamkeit der Problemlösung, sondern als mäeutische Wirksamkeit der Problemerkörterung und Verhandlung über Problemlösungen (vgl. Kunstreich et al. 2004).

Eine auf der sinnverstehenden Soziologie fußende Soziale Arbeit setzt auf diese im Dialog wirksam werdende Mäeutik und wendet sich gegen das Aufdrängen einer durch Diagnose hergestellten Problematik. Dies kann nur geschehen, weil die sinnverstehende Soziologie ihren Ausgang von den einzelnen Menschen nimmt, um das dahinter liegende Gewebe der Gesellschaft zu erkennen. Im Bewusstsein um die Dualität von Struktur nimmt sie dennoch ihren Ausgang von den Einzelnen. Dadurch hat diese Soziologie mein Vertrauen gestärkt, dass wir nicht ohnmächtig abstrakten Strukturen gegenüberstehen, sondern jederzeit eingreifen können. Wir sind nicht das Rohmaterial sozialer Systeme. Wir sind nicht passives Rohmaterial der Natur. Wir sind keine handlungsohnmächtigen Marionetten. Dieser soziologische Blick zeigt mit, dass wir uns erfolgreich anpassen, aber auch erfolgreich Widerstand leisten können, dass wir die Zerstörer und die Schöpfer zukünftiger Zeiten sind (vgl. Gouldner 1974,524). Denn alle menschlichen sozialen Phänomene sind auf die Verhaltensweisen Einzelner zurückzuführen.

Literaturverzeichnis

AG Soziologie 1992: Denkweisen und Grundbegriffe der Soziologie. Eine Einführung. Frankfurt/Main: Campus.

Arend, D., Hekele, K. & Rudolph, M. 1993 (3. Auflage): Sich am Jugendlichen orientieren. Konzeptionelle Grundlagen und Erfahrungen der MOBILEN BETREUUNG (MOB) des Verbundes Sozialtherapeutischer Einrichtungen (VSE) Celle.

- Bartelheimer, P. 1999. Der soziale Raum in der aktuellen soziologischen Debatte. In: Freyberg, T. v./ Schneider, J. (Hg.): Sozialraumanalyse als Lernprozeß. Beiträge zur qualitativen Segregationsanalyse. Frankfurt/Main: Fachhochschulverlag. Der Verlag für angewandte Sozialwissenschaften: 15-32.
- Becker, H. S. 1967: Whose Side Are We On? In: Social Problems, 14(3): 239-247.
- Becker, H. S. 1973: Außenseiter. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens. Frankfurt: Fischer.
- Berger, P. L. 1971: Einladung zur Soziologie. München: List.
- Bloch, E. 1985: Tendenz-Latenz-Utopie. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. 1997: Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz: UKV Universitätsverlag.
- Foucault, M. 1977: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Giddens, A. 1984: Interpretative Soziologie. Eine kritische Einführung. Frankfurt/M: Campus.
- Glaserfeld, E. v. 2002 (6. Auflage): Konstruktion der Wirklichkeit und des Begriffs der Objektivität. In: Glaserfeld, E. v., Foerster, H. v., Watzlawick, P., Hejl, P. M. & Schmidt, S. J.: Einführung in den Konstruktivismus. München: Piper: 9-39.
- Goffman, E. 1972 (am. 1961): Asyl. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. Frankfurt/ Main: Suhrkamp.
- Gouldner, A. W. 1974: Die westliche Soziologie in der Krise. Reinbek: Rowohlt.
- Gouldner, A. W. 1975 (zuerst 1973): For Sociology. Renewal and Critique in Sociology Today. Harmondsworth: Penguin.
- Gouldner, A. W. 1968: The Sociologist as Partisan: Sociology and the Welfare State. In: American Sociologist, 3: 103-116.
- Hannover, H. (1993). Von den Bestrafungswünschen der Mächtigen. In: Böllinger, L./ Lautmann, R. (Hg.): Vom Guten, das noch stets das Böse schafft. Kriminalwissenschaftliche Essays zu Ehren von Herbert Jäger. Frankfurt/Main: Suhrkamp:79-80.
- Hartfiel, G. 1972: Wörterbuch der Soziologie. Stuttgart: Körner.

- Kunstreich, T., Langhanky, M., Lindenberg, M. & May, M. 2004: Dialog statt Diagnose. (im Erscheinen)
- Lindenberg, M. 1992: Überwindung der Mauern: Das elektronische Halsband. München: AG SPAK.
- Miller, J. G. 1991: Last one over the wall. The Massachusetts experiment in closing reform schools. Columbus: Ohio State University Press.
- Mills, W. C. 1967 (zuerst 1959): The Sociological Imagination. London/Oxford/New York: Oxford University Press.
- Ritsert, J. 1988: Gesellschaft. Einführung in den Grundbegriff der Soziologie. Frankfurt, New York: Campus.
- Schütz, A. 1981: Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Schumann, K. & Voß, M. 1981: Versuchte Gefangenenbefreiung. Über die Abschaffung der Jugendgefängnisse im US-Staat Massachusetts. In: Zeitschrift für Rechtssoziologie:168-224.
- Schumann, K. F. & Voß, M. 1980: Jugend ohne Kerker. Über die Abschaffung der Jugendgefängnisse im Staat Massachusetts im Januar 1972 und die Entwicklung seither. Bremen: Arbeitspapiere des Forschungsschwerpunktes Soziale Probleme, Kontrolle und Kompensation.
- Scull, A. 1980: Die Anstalten öffnen? Decarceration der Irren und Häftlinge. Frankfurt/Main: Campus.
- Soeffner, H. G. 1995: Goffman, Erving. In: Lutz, B. (Hg.): Metzler Philosophen Lexikon. Dreihundert biographisch-werkgeschichtliche Porträts von den Vorsokratikern bis zu den Neuen Philosophen. Stuttgart: Metzlersche Verlagsbuchhandlung: 318-321.
- Sternberger, D., Storz, G. & Süskind, W. E. 1970: Aus dem Wörterbuch des Unmenschen. München: Deutscher Taschenbuchverlag.
- Weber, M. 1972 (Fünfte, revidierte Auflage, besorgt von Johannes Winckelmann): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie. Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck).

Wolff, K. H. 1959: Mills, Charles Wright. In: Bernsdorf, W. (Hg.): Wörterbuch der Soziologie. Frankfurt/Main: Fischer: 391-393

Wolff, S. 1983: Die Produktion von Fürsorglichkeit.. Bielefeld: AJZ-Verlag.